

Erich Lehner

## Ringen um Identität: Männlichkeit(en) im Visier

- ◆ Wenn nach heutigem Forschungsstand „Männlichkeit“ biologisch nicht mehr so eindeutig definierbar ist, sondern auch soziale und kulturelle Faktoren eine wesentliche Rolle spielen, dann hängt – wie der Autor dieses Beitrags aufzeigt – viel davon ab, in welche Richtung Männlichkeit entwickelt wird, sodass eine Gleichstellung von Mann und Frau gefördert wird. (Redaktion)

Die Geschlechtergeschichte im Allgemeinen und die Geschichtsforschung der Männlichkeit im Speziellen<sup>1</sup> zeigt eine Vielfalt von unterschiedlichen Formen das Mannsein zu leben auf. Diese Erkenntnisse haben wesentlich dazu beigetragen, „die Vorstellung stabiler und homogener [Geschlechts- E.L.] Identitäten zu verabschieden und den Blick stattdessen auf Prozesse der subjektiven wie kulturellen Identifikation zu lenken, die instabil, variabel und historisch zu denken sind“<sup>2</sup>. Die Autoren halten fest, dass „die Veränderlichkeit identitärer Kategorien“ diese „nicht weniger machtvoll“ macht, „da sie die Positionierung von Menschen in einem soziokulturellen Feld, deren Ein- und Ausschlüsse, Hegemonialisierungen und Marginalisierungen beeinflussen“<sup>3</sup>.

### 1 Männlichkeit, Muster geschlechtlicher Handlungspraxis

Die Erkenntnisse zu einer Vielfältigkeit gelebter Männlichkeiten stellen essenzialistische Konzepte von Geschlecht zutiefst in Frage. Die Annahme einer naturhaft gesessenen Differenz zwischen den Geschlechtern im Fühlen, Denken und Handeln hält einer kritischen Überprüfung nicht stand.<sup>4</sup> Janet S. Hyde unternimmt eine kritische Durchsicht der wichtigsten Meta-Analysen zu den psychologischen Variablen in Bezug auf die Geschlechterdifferenzen und kommt zu dem Schluss: „The striking result is that 30 % of the effect sizes are in the close-to-zero range, and an additional 48 % are in the small range. That is, 78 % of gender differences are small or close to zero.“<sup>5</sup>

Im Gegensatz zu der gängigen Annahme

<sup>1</sup> Vgl. exemplarisch *Martin Dinges* (Hg.), Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeit vom Mittelalter bis heute, Frankfurt a. M. 2005; *Ernst Hainisch*, Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts, Wien 2003; *Wolfgang Schmale*, Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450–2000), Wien 2003; *Jürgen Martschukat / Olaf Stieglitz*, Geschichte der Männlichkeit, Frankfurt a. M. 2008.

<sup>2</sup> *Jürgen Martschukat / Olaf Stieglitz / Daniel Albrecht*, Geschichtswissenschaft, in: *Stefan Horlacher / Bettina Jansen / Wieland Schwanebeck* (Hg.), Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart, 104–126, hier: 106.

<sup>3</sup> Ebd., 106.

<sup>4</sup> *Harald A. Euler / Karl Lenz*, Geschlechterunterschiede zwischen Biologie und sozialer Konstruktion – ein Streitgespräch, in: *Detlev Lück / Waltraud Cornelissen* (Hg.), Geschlechterunterschiede und Geschlechterunterscheidungen in Europa. Stuttgart 2014, 29–52, hier: 29.

<sup>5</sup> *Janet S. Hyde*, The Gender Similarities Hypothesis, in: *American Psychologist* 60 (2005/6), 581–592, hier: 582f.

der Verschiedenheit der Geschlechter ist eher von Ähnlichkeiten der Geschlechter – mit Janet Hyde von einer „Gender Similarities Hypothesis“<sup>6</sup> – auszugehen. Darüber hinaus zeigen Menschen mit einem intergeschlechtlichen Körper, dass es selbst auf biologischer Ebene keine Eindeutigkeit in Bezug auf eine Festlegung auf (nur) zwei Geschlechter im Sinne von Mann und Frau gibt. Diesen Personen ist gemeinsam, dass sie einen nicht den „Geschlechternormen“ entsprechenden Körper oder Chromosomensatz haben, sondern in sich Geschlechtsmerkmale beider Geschlechter in unterschiedlicher Ausprägung vereinen. Anne Fausto-Sterling<sup>7</sup> konnte plausibel aufzeigen, dass die Zellen mit den Genen, Chromosomen, Hormonen etc. allein nicht ausreichen, um eine männliche oder weibliche Entwicklung eindeutig vorherzubestimmen. Jedes Gen in einer Zelle braucht für seine Wirkung die systemische Kooperation mit anderen Genen im Rahmen des Organismus. Dieser wiederum ist verbunden mit der Psyche und beide sind eingebettet in menschliche Interaktionen, auf die Kultur und Geschichte einwirken. Anne Fausto-Sterling verwendet für dieses komplexe Zusammenspiel das Bild der russischen Puppe. Die Zelle, der Organismus, die Psyche, die Interaktion, die Kultur und die Geschichte stellen

dann jeweils eine einzelne Puppe dar, die wie in einer russischen Puppe aufs engste miteinander verbunden sind und wechselseitig aufeinander einwirken. Sigrid Schmitz<sup>8</sup> hält deshalb fest, dass es zwischen Sex und Gender keine Ursache-Wirkungs-Beziehung, sondern nur ein gegenseitiges Wechselspiel gibt. Beide sind untrennbar miteinander verwoben, bedingen und beeinflussen sich gegenseitig und unterliegen beständig wechselseitigen Veränderungsprozessen. Geschlecht, so lässt sich festhalten, ist in diesem Sinn als eine soziale Konstruktion zu verstehen. In ihr kommt der Biologie eine wesentliche, jedoch keine ursächliche Bedeutung zu. Anne Fausto-Sterling sagt: „Sexuality is a somatic fact created by a cultural effect.“<sup>9</sup>

Vor diesem Hintergrund lässt sich mit Todd W. Reeser formulieren, dass „Männer nicht aufgrund genetischer Disposition oder einer Veranlagung im Blut männlich [agieren], sondern größtenteils, weil ihre gendered acts Handlungen zitieren oder evozieren, die bereits andere vollführt haben – Handlungen, die im Augenblick Autorität, Bedeutung und Stabilität versprechen“<sup>10</sup>. Den Bezugsrahmen, in dem diese Handlungen vollführt werden, gibt das Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“ der australischen Männerforscherin Reawyn Connell ab.<sup>11</sup> Sie begreift

<sup>6</sup> Ebd., 581.

<sup>7</sup> Anne Fausto-Sterling, *Sexing the Body. Gender Politics and the Construction of Sexuality*, New York 2000, 254.

<sup>8</sup> Sigrid Schmitz, Geschlechtergrenzen. Geschlechtsentwicklung, Intersex und Transsex im Spannungsfeld zwischen biologischer Determination und kultureller Konstruktion, in: Smilla Ebeling / Sigrid Schmitz (Hg.), *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*, Wiesbaden 2006, 33–56, hier: 54.

<sup>9</sup> Anne Fausto-Sterling, *Sexing the Body* (s. Anm. 7), 21.

<sup>10</sup> Todd W. Reeser, Englischsprachige Männlichkeitsforschung, in: Stefan Horlacher / Bettina Jansen / Wieland Schwanebeck (Hg.), *Männlichkeit* (s. Anm. 2), 26–42, hier: 36.

<sup>11</sup> Robert W. Connell, *Masculinities*, Oxford 1995, 76 ff. An das Konzept der hegemonialen Männlichkeit wurden mittlerweile zahlreiche kritische Anfragen gestellt, mit denen sich Raewyn W. Connell und James W. Messerschmidt, *Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept*, in:

Männlichkeit als „configuration of gender practice“<sup>12</sup>.

## 2 Hegemoniale Männlichkeit

Nach Connell gibt es in unterschiedlichen Kulturen, aber auch in unterschiedlichen Gruppen und Settings einer Kultur vielfältige Formen, Mannsein zu erlernen und zu leben.<sup>13</sup> Allerdings, wie Connell betont, gelten diese verschiedenen Formen innerhalb einer Gesellschaft nicht als gleichberechtigt. Sie werden bewertet und sind hierarchisch untereinander verbunden. In Anlehnung an Antonio Gramsci nennt Connell jene Form von Männlichkeit eine „hegemonic masculinity“, die „the dominant position of man and the subordination of women“<sup>14</sup> garantiert. Diese hegemoniale Männlichkeit dominiert gleichzeitig auch andere Formen der Männlichkeit, die untergeordnet – beispielsweise homosexuelle Männlichkeiten – oder marginalisiert – beispielsweise ethnische Männlichkeiten – sind.<sup>15</sup> Eine weitere Form der

Männlichkeit wird als „complicit masculinity“ bezeichnet. Sie erfüllt zwar nicht die Standards einer hegemonialen Männlichkeit, profitiert aber von ihr durch die „patriarchale Dividende“ und stützt sie.<sup>16</sup> Ein Beispiel dafür wäre eine männliche Karriere, die dadurch zustande kommt, weil weibliche Mitbewerberinnen aufgrund der Möglichkeit, Kinder zu bekommen, von Vorgesetzten nicht berücksichtigt werden. Ein Großteil der Männer verkörpert diese Form der Männlichkeit.

Michael Meuser verbindet das Konzept der hegemonialen Männlichkeit mit dem Habituskonzept Pierre Bourdieus. Nach Bourdieu werden die Männlichkeitskonstruktionen habituell „konstruiert und vollendet [...] in Verbindung mit dem den Männern vorbehaltenen Raum, in dem sich, unter Männern, die ernsten Spiele des Wettbewerbs abspielen“<sup>17</sup>. In modernen Gesellschaften stellen Ökonomie, Politik, Wissenschaft, religiöse Institutionen, Militär, aber auch Vereine, Clubs, Freunde- und Kreise etc.<sup>18</sup> jene den Männern vorbehaltene Räume des Wettbewerbs dar. „He-

Gender & Society 19 (2005), 829–859 auseinandergesetzt haben. Für den deutschen Sprachraum hat die Zeitschrift Erwägen, Wissen, Ethik (Heft 3, 2010) der kritischen Diskussion dieses Konzepts ein Heft gewidmet. In Aufarbeitung der Anfragen bestätigt Michael Meuser, Geschlecht, Macht, Männlichkeit – Strukturwandel von Erwerbsarbeit und hegemoniale Männlichkeit, in: Erwägen, Wissen, Ethik 21/3 (2010), 325–336, hier: 333, dass es eine „geeignete Heuristik dar[stellt], die aktuellen Herausforderungen und Neuformierungen von Männlichkeitspositionen begrifflich-analytisch zu erfassen“.

<sup>12</sup> Robert W. Connell, Masculinities (s. Anm. 11), 77.

<sup>13</sup> Raewyn W. Connell, The Men and the Boys, Berkeley 2000, 10.

<sup>14</sup> Robert W. Connell, Masculinities (s. Anm. 11), 75

<sup>15</sup> James W. Messerschmidt, Masculinities in the Making. From the Local to the Global, London 2016, 10; Michael Meuser, Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster, Wiesbaden <sup>3</sup>2010, 101; Raewyn W. Connell, The Men and the Boys (s. Anm. 13), 10.

<sup>16</sup> Robert W. Connell, Masculinities (s. Anm. 11), 79

<sup>17</sup> Pierre Bourdieu, Die männliche Herrschaft, in: Irene Dölling / Beate Krais, Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis, Frankfurt a. M. 1997, 153–217, hier: 203.

<sup>18</sup> Michael Meuser, Ernste Spiele. Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer, in: Nina Baur / Jens Luedtke (Hg.), Die soziale Konstruktion von Männlichkeit: Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland, Opladen 2008, 33–44, hier: 33

gemoniale Männlichkeit“ ist nach Meuser „Erzeugungsprinzip eines vom männlichen Habitus bestimmten *doing gender* bzw. *doing masculinity* (Hervorhebung im Original)“<sup>19</sup>. Macht, Dominanz, Wettbewerb, Konkurrenz und Hierarchie werden so zu prägenden Elementen von Männlichkeit. Eine Eigenart männlicher Konkurrenz unter Männern ist jedoch, dass sie nicht nur trennt, sondern auch verbindet. Die Gleichzeitigkeit von Wettbewerb und Solidarität ist ein entscheidendes Kennzeichen männlicher Lebensweise.<sup>20</sup> Nach Pierre Bourdieu drückt sich diese paradoxe Form der männlichen Bezogenheit im Gegensatzpaar „Partner – Gegner“<sup>21</sup> aus. Zu ergänzen ist noch ein weiteres wichtiges Kennzeichen aktueller Männlichkeitskonstruktionen: männliche Berufstätigkeit. Bezahlte Erwerbsarbeit stellt ein zentrales Element für die Herausbildung männlicher Geschlechtsidentität dar.<sup>22</sup>

Männlichkeit umfasst in unterschiedlichen Bereichen eine Vielzahl von Formen, Mannsein zu verkörpern. Sie ist keine Eigenschaft individueller Personen. Sie ist vielmehr Handlungspraxis, die in sozialen Interaktionen zwischen Männern und Frauen und unter Männern (re)produziert wird und sich in Institutionen verfestigt.<sup>23</sup> Hegemoniale Männlichkeit ist

kulturelles Orientierungsmuster, das dem *doing gender* der meisten Männer zugrunde liegt und die Gestaltung der Beziehung zu Frauen und zu anderen Männern prägt. Männlichkeit ist vor allem als Relation zu sehen. Sie „wird konstruiert und reproduziert in einer Abgrenzung sowohl gegenüber Frauen als auch gegenüber anderen Männern“<sup>24</sup>. Michael Meuser bezeichnet dies als jene „doppelte Distinktions- und Dominanzlogik“<sup>25</sup>, auf der die soziale Konstruktion von Männlichkeit basiert.

Männliche Identitätsbildung stellt den einzelnen Mann in einen komplexen Entwicklungsprozess innerhalb eines vielfältigen Beziehungsgeflechts. Männlichkeit wird weder biologisch determiniert noch einfach von Bezugspersonen (Eltern, LehrerInnen ...) anerzogen. Carrie Paechter sieht die Konstruktion einer Geschlechtsidentität von Kindern und Jugendlichen vielmehr als Ergebnis von Gruppenprozessen.<sup>26</sup> Sie schreibt: „This process of learning to be male or female takes place within loose, overlapping, local communities of masculinity and femininity practice“<sup>27</sup>. Für Kinder und Jugendliche betont sie die Bedeutung der Familie (die hier neben der eigenen Kleinfamilie auch die weitere Verwandtschaft und nahe Freundschaft umfasst), die peer-group und die Schule.<sup>28</sup> Aber

<sup>19</sup> Michael Meuser, Geschlecht und Männlichkeit (s. Anm. 15), 123.

<sup>20</sup> Michael Meuser, Ernste Spiele (s. Anm. 18), 34.

<sup>21</sup> Pierre Bourdieu, Die männliche Herrschaft, Frankfurt a. M. 2005, 83

<sup>22</sup> Nina Baur / Jens Luedtke, Männlichkeit und Erwerbsarbeit bei westdeutschen Männern, in: *dies.* (Hg.), Die soziale Konstruktion von Männlichkeit: Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland, Opladen 2008, 81–103, hier: 87.

<sup>23</sup> Michael Meuser, Geschlecht und Männlichkeit (s. Anm. 15), 105.

<sup>24</sup> Michael Meuser, „*Doing Masculinity*“ – Zur Geschlechtslogik männlichen Gewalthandelns, in: Regina-Maria Dackweiler / Reinhild Schäfer, Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt, Frankfurt a. M. 2002, 53–78, hier: 64

<sup>25</sup> Ebd., 64.

<sup>26</sup> Carrie Paechter, *Being Boys, Being Girls: Learning Masculinities and Femininities*, New York 2007, 1.

<sup>27</sup> Ebd., 6.

<sup>28</sup> Ebd., 2.

auch für den weiteren Verlauf eines Männerlebens gilt es sich innerhalb der Vielfalt von Männlichkeitsentwürfen und in Beziehung zu Frauen und anderen Männern zu positionieren. Im Entwickeln subjektiver Identität kann ein Mann, eingebunden in von hegemonialer Männlichkeit geprägten sozialen und diskursiven Strukturen, diese durch eigene Handlungspraxis reproduzieren bzw. auch verändern.<sup>29</sup> So kann ein Mann zum Beispiel durch die Übernahme der Sorge um Kinder sowie kranker und sterbender Familienmitglieder hegemoniale Männlichkeit verändern oder sie durch das Erzählen sexistischer und homophober Witze bestärken. Auch kann ein Mann mit einem wertschätzend partnerschaftlichen Umgang mit Frauen das Bild einer hegemonialen Männlichkeit modifizieren oder es als Chef, der Unterschiede in der Karriereförderung und Entlohnung der Geschlechter macht, bestärken.

Aufgrund der generellen gesellschaftlichen Dominanz von Männern als Gruppe kann es keine entsprechende hegemoniale Weiblichkeit geben. Auch wenn es Dominanz und Hierarchie unter Frauen gibt, so ist sie mit der männlichen nicht vergleichbar und umfasst vor allem nicht Männer. Connell spricht von einer „emphasized femininity“. Sie ist zur hegemonialen Männlichkeit insofern komplementär, als sie der Unterordnung ihr Einverständnis gibt und sich an den Interessen und Wünschen des Mannes orientiert.<sup>30</sup>

### 3 Sorgende Männlichkeit

Im Gegensatz zur „hegemonialen Männlichkeit“ hat sich mittlerweile „caring masculinity“ als politisches Alternativ-Modell, das hegemoniale Männlichkeit transformieren soll, etabliert. Die Wurzeln dieses Modells liegen in einem EU-weiten Projekt, das sich mit der Rolle von Männern in Prozessen der Gleichstellung von Frauen und Männern beschäftigte.<sup>31</sup> Im Gegensatz zu einer traditionellen Sicht, die Gleichstellung in erster Linie als Frauensache ansieht, sollte dieses Projekt die Position und Rolle von Männern in Gleichstellungsprozessen erforschen. Dabei erwies sich eine „caring masculinity“ als entscheidender Schritt in Richtung Gleichstellung von Männern und Frauen. Die untersuchte Sorgetätigkeit umfasste zum einen die familiäre Sorgeaufgabe an sorgebedürftigen Familienmitgliedern wie Kindern und Kranken, zum anderen auch von Männern ausgeführte Sorge im Rahmen traditioneller Pflegeberufe, aber auch eine Selbstsorge, die sich z. B. in einer Achtsamkeit für die eigene Gesundheit und das eigene Gefühlsleben, auf vertiefte Freundschaften oder auch in dem Bemühen, weniger (sportliches, gesundheitliches, berufliches ...) Risiko in Kauf zu nehmen, ausdrückt.<sup>32</sup> Es konnte auch aufgezeigt werden, dass diese Art von Sorge von einer wachsenden Zahl von Männern in ihrem Alltag gegenwärtig verrichtet wurde.<sup>33</sup>

<sup>29</sup> James W. Messerschmidt, *Masculinities in the Making* (s. Anm. 15), 181.

<sup>30</sup> Michael Meuser, *Geschlecht und Männlichkeit* (s. Anm. 15), 101.

<sup>31</sup> Elli Scambor / Katarzyna Wojnicka / Nadja Bergmann (Hg.), *The Role of Men in Gender Equality – European Strategies & Insights*, Luxembourg u. a. 2013.

<sup>32</sup> Elli Scambor / Nadja Bergmann / Katarzyna Wojnicka / Sophia Belghiti-Mahut / Jeff Hearn / Øystein Gullvag Holter / Marc Gärtner / Majda Hrzenjak / Christian Scambor / Alan White, *Men and Gender Equality: European Insights*, in: *Men and Masculinities* 17 (2014), 552–577, hier: 555.

<sup>33</sup> Vgl. dazu ausführlicher Erich Lehner, *Männlichkeit und Sorge – spannungsreich und widersprüchlich*, in: Claudia Mahs / Barbara Rendtorff / Anne-Dorothee Warmuth (Hg.), *Betonen –*

Karla Elliott<sup>34</sup> betont, dass „caring masculinities“ als männliche Identitätskonzepte gelten können, die Dominanz über Frauen und andere Männer ausschließen. Die Orientierung an der Gleichstellung macht den Kern dieser Konzepte aus. Gleichzeitig verwirklichen diese Männer Qualitäten von Sorge, wie sie beispielsweise in der feministischen Care-Ethik beschrieben wurden: Bezogenheit, wechselseitige Abhängigkeit und Affektivität.<sup>35</sup> Eine derartige Praxis von Männlichkeit zeigt naturgemäß positive Auswirkungen auf Frauen, aber sie bringt ebenso viele Vorteile für Männer. Øystein Gullvag Holter hat in einer Studie nach dem Nutzen von Gleichstellung für Männer gefragt. In dieser Untersuchung wurden Daten aus den einzel-

nen Staaten der USA und Europas – insgesamt 81 Staaten – analysiert. Gemesen wurde die Orientierung der Männer zur Gleichstellung an ihrem Engagement in unbezahlter Sorgearbeit in der Familie. Diese enge Verbindung von Sorge und Gleichstellung stellte eine erste wesentliche Einsicht dieser Studie dar. Darüber hinaus zeigte sich, dass Gleichstellung in Verbindung mit Sorgearbeit die Lebensqualität von Männern erhöht, das Risiko der Depression halbiert und das Risiko eines gewaltsamen Todes um 40 % reduziert. Verstärktes Engagement von Männern in der Gleichstellung geht auch einher mit weniger Scheidungen und mit einer geringeren männlichen Suizidrate.<sup>36</sup>

Das oben zitierte EU-Projekt zur Rolle der Männer in Gleichstellungsprozessen zeigt auch recht deutlich, dass die Entwicklung einer caring masculinity nicht das Projekt von Einzelpersonen sein kann. Es bedarf der unterstützenden Umwelt wie Familie, sozialer Netzwerke und Öffentlichkeit, wie es beispielsweise eine nachhaltige öffentliche Kinderbetreuung darstellt. Großen Einfluss auf die Entscheidung von Männern, sich verstärkt der Sorgetätigkeit zu widmen, haben Arbeitsorganisation und Arbeitskultur der jeweiligen Arbeitsstelle. Schließlich sind auch staatliche Gesetzgebungen als wesentliche Einflussfaktoren zu nennen.<sup>37</sup> Mit Blick auf die aktuelle Situation in Österreich erweist sich ge-

#### Weiterführende Literatur:

Nadja Bergmann / Christian Scambor / Elli Scambor, Bewegung im Geschlechterverhältnis? Zur Rolle der Männer in Österreich im europäischen Vergleich, Wien 2014.

Regine Gildemeister / Katja Herricks, Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen, München 2012.

Sylka Scholz, Männlichkeitsssoziologie. Studien aus dem sozialen Feldern Arbeit, Politik und Militär im vereinten Deutschland, Münster 2012.

Ignorieren – Gegensteuern? Zum pädagogischen Umgang mit Geschlechtstypiken, Weinheim 2015, 75–89.

<sup>34</sup> Karla Elliott, Caring Masculinities: Theorizing an Emerging Concept, in: Men and Masculinities 19 (2016/3), 240–259, hier: 251.

<sup>35</sup> Vgl. Elisabeth Conradi, Take Care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit. Frankfurt a. M. 2001, 233.

<sup>36</sup> Øystein Gullvag Holter, „What's in it for Men?“ Old Question, New Data, in: Men and Masculinities 17 (2014/5), 515–548, hier: 532.

<sup>37</sup> Marc Gärtner, Men are Gendered, not Standard. Scientific and Political Implications of the Results, in: Ralf Puchert / Marc Gärtner / Stephan Höyng (Hg.): Work Changes Gender. Men in the

rade diese strukturelle Stütze als entscheidender Mangel auf dem Weg zu caring masculinities. Zahlreiche Untersuchungen belegen den Wunsch vieler Männer nach vermehrtem Engagement in Sorgearbeit. So waren in einer eigenständigen repräsentativen Untersuchung in Österreich zwei Drittel (62 %) der Männer bereit, in Karenz zu gehen und drei Viertel (75 %) konnten sich vorstellen, zugunsten von Kinderbetreuung Teilzeit zu arbeiten.<sup>38</sup> Die österreichische Männerstudie 2002 zeichnet bereits ein ähnliches Bild. Hier wurde nach der Bereitschaft von Männern gefragt, „Pflegedienste (Kinder, Alte, Kranke) [zu] leisten“. Immerhin 81 % der Männer erklärten sich bereit, ihre Arbeit zugunsten von pflegerischer Tätigkeit zu reduzieren.<sup>39</sup> Die Bereitschaft zu Care von Männern gilt es mit politischen Prozessen zu stützen. Dazu bedarf es neben strukturell-legistischen Regelungen auch öffentlicher Diskurse in Religion, Politik, Kultur, Wirtschaft und Gesellschaft, um Männer (und somit auch Frauen) zu unterstützen, die diesen Weg gehen möchten.

**Der Autor:** Erich Lehner, Mag. Dr., Psychoanalytiker in freier Praxis, Männlichkeits- und Geschlechterforschung sowie Palliative Care am Institut für Palliative Care und OrganisationsEthik an der IFF Wien, Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, Wien, Graz; Publikationen: Männer im Alter. Aktuelle Perspektiven sozialwissenschaftlicher Forschung, in: Ulrike Vedder / Elisabeth Reitinger (Hg.): Alter und Geschlecht, im Er scheinen, 56–81; Männlichkeit und Sorge – spannungsreich und widersprüchlich, in: Claudia Mahs / Barbara Rendtorff / Anne-Dorothee Warmuth (Hg.), Betonen – Ignorieren – Gegensteuern? Zum pädagogischen Umgang mit Geschlechtstypiken, Weinheim 2015, 75–89; zusammen mit Josef Pichler, Jesus und die starken Männer. Von der Relevanz der Männerforschung für die Exegese, in: Irmtraud Fischer (Hg.): Genderforschung vernetzt. 20 Jahre Frauen- und Geschlechterforschung an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Graz, Innsbruck-Wien 2016, 9–32.

Transition of Labour Forms, Opladen 2005, 176 ff.; Christian Scambor / Klaus Schwerma / Paco Abril, Towards a New Positioning of Men, in: ebd., 117–173, hier: 146 ff.

<sup>38</sup> Erich Lehner / Susanne Matkovits / Nora Heger, Projektergebnisse: Elternorientierte Personalpolitik mit Focus auf Väter in Niederösterreich, St. Pölten 2010, 16.

<sup>39</sup> Paul M. Zulehner, MannsBilder. Ein Jahrzehnt Männerentwicklung, Ostfildern 2003, 88 f.